

## Der Kakadu.

2]

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

Guller grinst verständnislos. Was war denn mit dem Frauenzimmer los? Dieses Geziere! Sie fand das gewiß eine heikle Situation, so in der Nacht bei einem fremden jungen Manne zu sein? Sie verlangte wohl, er solle sich ihr in aller Form vorstellen! Eins, zwei, drei: aus dem Bett, eine Verbeugung wie im Frack, „mein Name ist Guller!“ vielleicht so? Sie sah aus, wie wenn sie darauf wartete. Sie wollte also behandelt sein wie eine Dame und nicht wie ein altes Nähmädchel? Nachhaft!

So sollte sie endlich gehen, zum Donnerwetter! Er brauchte ja die Dame nicht mehr, er verzichtete auf die Dame! Doch wie er genau zusah, bemerkte er ihre Sehen und ihren ängstlichen Blick.

„Gehen Sie doch ins Bett, Fräulein!“ Seine Gutmütigkeit drängte ihn dazu, ihr die Hand wieder entgegenzustrecken, er sah nicht, daß Frieda brandrot geworden war. „Ich brauche gewiß nichts mehr, die Tropfen hab ich, und morgen komm ich zu Ihnen und zeige, daß ich wieder ganz auf dem Damm bin. Gelt? Also gute Nacht!“

Jetzt gab sie ihm auch die Hand und war ganz verwirrt, denn sein Hemdärmel stand offen, und fiel weit über den muskulösen Arm zurück; sie ging schnell mit ihrer Lampe, es war fast wie eine Flucht. Draußen stand der Sylphiderich mit großen, weiten Filzpatschen und lauerte. Beinahe hätte sie die Lampe fallen lassen.

„Der Herr, der Herr Bildhauer, ist krank, wissen Sie. Oh, passen Sie doch auf, bitte, heute Nacht noch, wenn Sie vielleicht etwas hören!“

Er sah sie mißtrauisch an. „Ja mei, Frei'n Baronin, unsereins hat an g'sunden Schlaf, aber natirli, wenn i was hör, natirli. — Hab die Ehre, gute Nacht zu wünschen.“

Damit schlurste er in seine Wohnung, aus dem engen Gang glökte mit verschlafenen stieren Augen die Sylphide ihr nach.

Die ganze Nacht lag Frieda wach und horchte mit ängstlichem Herzen, ob der drunten nicht etwa wieder stöhne. Bei jedem Ton schrak sie in die Höhe, es war nicht die Aufregung allein, sie sorgte sich. Sie sorgte sich um einen Menschen, um einen wildfremden Menschen! Und sie war ihm ins Zimmer gelaufen in der Nacht. Warum hatte sie nur den Kutscher nicht geweckt? War ihr denn der Gedanke nicht gekommen? Es lag doch so nahe; was der Bildhauer wohl von ihr meinte? Es wurde ihr heiß, wenn sie daran dachte, daß er kommen wollte, morgen. Ach, das war vielleicht nur so gesagt! —

Um zehn Uhr am nächsten Morgen kam er aber wirklich. Nicht im Besuchsanzug, mit dem Hut und verbindlich, wie sie gedacht, nein, im gewöhnlichen Jackett und dem heruntergekrempeelten Filz, in nachlässiger Haltung, die ihm den Namen das „Dromedar“ eingetragen hatte.

Sein ganzes herbes, braunrotes, junges Gesicht strahlte wieder von Gesundheit und Leben. Wie er die Geschichte mit ihr, mit der „Galbdame“ einleiten sollte, wußte er aber gar nicht. Alles war so sonderbar hier, sie, die verschleht hinter der Nähmaschine stand, die altfränkische Einrichtung, die großen Kofokobilder mit ihren runden Augen und hochgewölbten Brauen — der Wis, mit dem er sich einführen wollte, blieb ihm im Halse stecken. Er hatte seinen Hut auf den nächstbesten Stuhl werfen wollen, behielt ihn aber in der Hand. Endlich kamen sie beide zum Sitzen und er zum Reden.

„Ich habe Sie recht erschreckt, Fräulein, heute Nacht. Sehen Sie, da schau ich aus wie's Leben, und auf einmal kommt so ein Anfall; ich bin sonst kerngesund, aber am Herzen, da fehlt's halt zu Zeiten. Und wenn man so ganz allein liegt, macht man sich dumme Gedanken —“

„Aber es ist nicht wiedergekommen?“

„Keine Spur, ich habe geschlafen wie ein Sack.“

Jetzt hätte er ruhig gehen können, denn sie wußten sich eigentlich nichts mehr zu sagen. Aber er blieb und betrachtete sich das Zimmer und zuletzt sie selbst.

Sie schämte sich, daß er sie so lange und aufmerksam an-

schaute. Gewiß hätte er das nicht getan, wenn sie nicht so boreilig gewesen wäre, und wenn er sie nicht für eine arme Stickerin gehalten hätte; ob er sich einer Dame gegenüber nicht anders benehmen würde?

„Ich hätte heute Nacht den Kutscher weden sollen, anstatt selbst —“

Er schaute sie ohne Verständnis an.

„Warum? Ich war froh, daß überhaupt jemand kam. Oder — Sie werden sich doch nicht etwa gar schämen, zum Donnerwetter? Das wäre ein Gaudium!“ Er lachte aus vollem Halse. „So was! Nein, so was!“

„Ich meine ja nur, die anderen im Hause drüben, ob die meinen, daß es sich schickt!“

Er ganz verdutzt: „Schickt!“ — Die drüben! Da dürfte ich ja auch gar nicht zu Ihnen kommen. Na, erlauben Sie, das schickt sich wohl auch nicht? Die alten verdammten Gesellschaften! Sind Sie so eine Bräde, auf die Stecknadel Gespielte? Ich will's nicht hoffen. Die anderen! Was kümmern mich mich um die!“

„Ich habe mich eben lange, lange Zeit in meinem Leben nur um die anderen kümmern müssen!“

„Ich hätt's auch tun sollen eigentlich, das müßte ja schließlich jeder, aber ich danke dafür! Um mich kümmern ich mich, Teufel nochmal, zuerst komm ich und immer ich, ich schmer mich um mich und nicht um die andere Bande. Ich und meine Freiheit und meine Kunst, sonst gibt's für mich nichts. Gar nichts. Frei, ganz frei, als Künstler frei, als Mensch frei; ich mache mir meine eigenen Gesetze. Sie leben doch auch allein und können tun, was Sie wollen, was machen Sie sich's so schwer?“

„Sie haben wohl keine Eltern oder keine Verwandten mehr?“

„Nein, die Eltern sind schon lange tot. Hätten auch nicht viel Freude an mir gehabt, so ein Paar echte, eigenwillige Bauernköpfe.“

„Und Ihre Geschwister?“

„Wollen nichts von mir wissen und ich nichts von ihnen. Was Geschwister! Die mit gleicher Seele sind meine Geschwister, eine andere Verwandtschaft kenn ich nicht. Punktum. Altes, überlebtes Zeug.“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. „Wär mir auch die rechte Freiheit! Glauben Sie, daß ich das nicht kenne von früher? „Schon wieder eine neue Pose, Friß, ja, was denkst du?“ — oder „ah! ah! ich hab dich mit einem Mädchel gesehen, jawohl, leugne es nur nicht, aah — du!“ und dabei machte er genau den zänkisch-nörgelnden Ton kleinlicher Weiber nach. „Oder die Auflage: „Bildhauer willst du werden, so ein Hungerleider, dein bißl Gerißl durchbringen und uns dann übern Hals kommen? Vern was G'scheits, kannst überallhin heiraten, kriegst eine mit Geld!“ Ob ich das nicht kenne? Broß, Broß — und das soll ich Geschwister nennen? Schämen tät ich mich. Das ist ab, ab ist's, sag ich.“ Dabei rannte er im Zimmer hin und her, daß der Boden schüttelte, weil er ein schwerer plumper Kerl war und trotz des Kennens konnte er sich nicht beruhigen, zuletzt schwenkte er seinen Filz und ging.

Und ging ärgerlich und gereizt.

Eine schöne Bescherung, so zu quatschen vor der fremden Person! Das kam nur von dem verfluchten Anfall. Wenn er recht elend daran war, packte ihn immer diese feige Sentimentalität, dies Heimatverlangen, und darüber mußte er sich zu Tode ärgern und schämen mußte er sich, wegschimpfen und wegräsonieren.

„Pfui Teufel!“ sagte er, als er draußen war, ganz laut und spuckte aus. Im Augenblick fiel's ihm aber ein, daß sie's jaßch auslegen könnte, und er klopfte noch einmal an und stürzte gleich ins Zimmer mit dem Hut auf dem Kopfe und schrie:

„Also ich dank noch mal recht schön, Fräulein, beinahe hätt' ich's vergessen, und ich komm wieder, mich umzuschauen, wie's Ihnen geht und Ihnen die unnötigen Flausen zu vertreiben. Mahlzeit!“

Dann polterte er die Treppe hinunter und brummte noch immer in sich hinein: „Wenn der Mensch krank ist, ist er unzurechnungsfähig, sag ich, feig ist er, kuschelt sich, für nichts kann er verantwortlich gemacht werden, für gar nichts, für

gar — gar — nichts, verleugnet sich selbst, ist ein Hundsfott!" Schließlich fing er an zu pfeifen und stieß die halboffene Metliertüre mit dem Fuß auf, beide Hände in den Hosentaschen.

"Das ist ab, — ab ist's, sag ich." —

Frieda setzte sich um und wiederholte sich seine Worte. Das war etwas Neues für sie, so hatte sie nie gedacht, nein, niemals.

Die Eltern, die Verwandten, die Familie! Sie hatte sonst nichts gehabt, woran sie sich klammern konnte, als die Hoffnung, wieder einmal zurück zu ihnen dürfen. Sie hatten ihr Zutritte gegeben, ja wohl, aber sie hatte sie verdient, sie waren im Recht. „Du hast dir selbst verscherzt, du hast dir selbst angetan, schlafe nur, wie du dich gebettet hast, für uns existierst du nicht mehr.“ Das waren die Abschiedsworte der „Familie“ vor sechs Jahren. Und heute schnte sie sich noch nach den Thren, hatte in Briefen gebettelt, daß sie sie wieder annehmen möchten, hatte auf Antwort gewartet mit aller Sehnsucht. Nur ein paar armselige Worte: „Komm zurück.“ Sie hatte ja keinen Menschen. Nach wem, nach was sollte sie sich sehnen?

War es denn nicht das Recht ihrer Verwandten, sie hatte doch gefehlt? Aber auch gelitten, schwer gelitten, weiß Gott, daß das wohl aufgewogen war! Hätten die ein Recht, sie so zu behandeln, sie so zu verachten? Den ganzen Tag gingen ihr die Reden Gullers nicht aus dem Kopf, sie legte sich alles zurecht, wurde erbittert, tropte, aber zuletzt kam ihr doch wieder die Sehnsucht und sie schlüchzte: „nur jemanden haben, den man gern hat, der einem was Liebe tut, nur jemanden —“

Am Nachmittag wählte Guller grüßend am Hausherrn vorübergehen. Doch der stellte ihn:

„Sagen Sie, waren Sie heute Nacht wirklich schwer krank?“

„Schwer krank? Ein kleiner Anfall.“

„Und war der Kadadu gleich hilfsbereit?“

„Gleich? Weiß ich nicht, ich war ganz außer mir vor Schmerz, aber hilfsbereit, ja, das Fräulein war sehr gut.“

„Meine Frau sah das Licht oben und dann unten bei Ihnen, und zuletzt wieder oben; na, bei der hat's keine Gefahr,“ meinte der Hausherr, mit den Augen zwinkernd und ein bißchen diskret meckernd. (Fortf. folgt.)

## Karlchen und der Onkel.

Von Clarice Tartufari.

„Du hast unrecht, meine Beste“ sagte Imperia gemüthlich, während sie den Marsala schlürfte, den Argenia ihr in einer Tasse angeboten hatte, „Du solltest Dich wirklich nicht über Dein Unglück beklagen. Wer Sorgen hat, der soll sie nicht malträitieren. Viel besser ist es, mit ihnen schön zu tun. Siehst Du, ein alter Kummer ist wie eine alte Krankheit. Man weiß, wie man mit ihr umgehen soll und welche Arznei gut tut. Jammere Du nur nicht über die Schulden, die Johann Dir gelassen hat.“

Argenia saß auf dem Rand des ungemachten Bettes und war dabei, eine Feder von einem ungeheuer großen Hut abzunehmen, um sie auf einem ungeheuer kleinen Gute anzubringen.

„Gib mir die Schere“ sagte sie zu Karlchen, der in dem geriffelten Strohgeflecht eines Stuhles stand, pulste und mit den Armen suchtelte, weil er den Mann spielte, der fliegt.

„Warst, jetzt falle ich gerade,“ sagte das Kind und warf sich auf den Boden, mit dem Gesicht nach vorn, unter Schreien und Stöhnen.

„Ach Gott, ach Gott! Ich habe mir ein Bein gebrochen, ich habe mir alle beiden Beine gebrochen,“ schrie er und kroch vorwärts, wobei er mit großem Lärm den Stuhl hinter sich herzog.

„Den Hals hättest Du Dir brechen sollen, dann hätte man wenigstens Ruhe!“ rief Argenia, feuerrot im Gesicht. Dann warf sie die Feder ungeduldig aufs Bett und preßte beide Hände gegen die Stien, denn sie hatte ewig Kopfschmerzen.

„Einen Hammer habe ich in jeder Schläfe,“ sagte sie und zog die Muskeln ihres langen, aschfarbenen Gesichts zusammen.

„Das kommt von den feuchten Nächten, meine Beste,“ sagte Imperia, stellte die Tasse aufs Bett und wuschte sich den Mund mit der Milcheite der Hand.

„Das ist schon so, wie nachts umherläuft, gähnt am Tage, und der Kummer ist wie die Krankheiten, und die Krankheiten sind wie der Kummer.“

„Ach red' doch nicht immer dasselbe Zeug“, unterbrach Argenia ärgerlich, „gib mir lieber die Flasche mit Anisette.“ Imperia streckte den Arm aus und nahm die Flasche aus einem offenstehenden Schrank. Argenia trank drei ausgiebige Büge, warf sich lang aufs Bett und nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf.

„Mit dem Kummer hast Du schon recht“ sagte sie und zog sich eine Haarnadel nach der anderen aus den Haaren, „einen wird man

los und zehn neue bekommt man dafür. Was war das für eine Erlösung, als Johann die fünf Jahre bekam! Und jetzt sehe ich, daß er ein notwendiges Uebel war. Heut, wo ich allein stehe, respektieren mich nicht einmal die Schulleute. Neulich Nacht habe ich auf der Polizeiwache schlafen müssen. Mit dem Kummer hast Du schon recht, aber ich rede ja von den verpfändeten Sachen. Mit Ohrringen und Armbändern geht das Geschäft nun einmal besser. Gold stellt etwas vor, und mit den Pfandscheinen hat man nichts als Aerger.“

„Was ist schließlich ein Pfandschein?“ sagte Imperia gutmüthig und schüttelte den Kopf. „Ein Stück Papier mit einem Kreuz und dem Bilde unseres Erlösers. Du gibst den Schmuck und bekommst Dein Geld; dann bringst Du das Geld und nimmst Deinen Schmuck wieder. Wer das nicht durchgemacht hat, der kann wirklich nicht mitreden. Siehst Du, ich kenne mich in der Welt aus, und heute morgen habe ich an Dich gedacht. Bis zum Leihhaus bin ich gegangen zu Fuß, und habe alle Deine Sachen eingelöst.“

„Alle?“ rief Argenia in höchster Aufregung und sprang vom Bette auf.

„Und ob! Ohrringe, Kette, Armband und Brosche. Heute Abend auf dem Corso kannst Du glänzen wie ein Zwitterloden. Hundertsechzig Lire fürs Auslösen, zehn Lire habe ich der Freundin geben müssen, die mich begleitet hat, zehn für mich, ich bin doch schließlich auch ein armes Huhn. Dem Geiztrager, der mir das Geld geborgt hat, mußte ich zwanzig Zinsen geben, macht runde 200 Lire. Du gibst mir 25 Lire die Woche, und in zwei Monaten bist Du den ganzen Krempel los und kannst die Sachen wieder verpfänden, und ich weiß jemand, der sie Dir wieder auslöst.“

Argenia hatte die Schachtel aufgemacht und sah auf die Schmuckstücke, wobei sie tief seufzte vor lauter Borne.

„Gold ist Gold, das muß man schon sagen“ meinte sie und streichelte sanft mit halbgeschlossenen Augen den emaillierten Reifen des Armbandes. „Wenn man Schmuck trägt, ist einem ganz anders zu Mut. Man hat ne ganz andere Courage. Ich komme mir vor, als wäre ich größer geworden. Die Leute gucken und man merkt gleich einen ganz anderen Respekt.“

Imperia war wirklich gerührt. Sie hatte ihre Jade zugeknöpft und faltete die Hände wie in Ekstase:

„Was brachten die Heiligen drei Könige dem Jesuskinde? Gold, Weihrauch und Myrrhen. Weihrauch und Myrrhen waren nur Nebensache, ein Kompliment, nichts weiter. Das Wahre war aber das Gold. . . Adieu, meine Beste. Montag komme ich herüber, wegen der fünfundschwanzig Lire. Auf Dich kann man sich ja verlassen. Manche Gräfin ist nicht so pünktlich wie Du, wenn's zum Zahlen kommt.“ Und damit ging sie weg, mit sich und der Welt im Frieden.

„Wer hat Dir Deinen Schmuck zurückgeschickt, ein Onkel?“ fragte Karlchen die Mutter, die sich vor den Spiegel gefeselt hatte und anfang sich zu frisieren.

„Hat Dir ein Onkel die Sachen zurückgeschickt?“

Argenia schwieg, ganz damit beschäftigt, ihre Ohren unter dem grellen blond ihrer Locken zu verstecken. Dabei scherte sie in sich hinein.

Für den kleinen Teufelskerl waren alle Männer Onkel, seit dem Abend, wo Karlchen noch nicht im Bett war, als sie mit einem Unbekannten nach Hause kam. Da hatte sie ihn auf den Korridor gestoßen und ihn drohend gesagt: „Daß Du Dich nicht sehen läßt, ein Onkel ist gekommen.“ Seitdem war das die Parole für Karlchen geworden: „Raus mit Dir, ich erwarte einen Onkel. Jetzt schläfst Du, denn ein Onkel kommt. Ich muß ausgehen, weil ein Onkel auf mich wartet,“ und so weiter, so daß für Karlchen die ganze Welt von Onkels wimmelte, die seine Mutter alle kannte. Und gar zu gern hätte er wenigstens einmal einen gesehen.

„Kann ich nicht einmal einen Onkel sehen“, fragte er die Mutter, die gerade ihre durchsichtigen Strümpfe anzog.

Argenia warf sich in die Kissen zurück vor lauter Lachen.

„Du einen Onkel sehen? Du würdest vor Angst sterben. Ein Onkel sprüht Feuer aus den Augen und frißt die kleinen Zungen lebendig.“

„Ach Unsinn“, gab Karlchen unsicher zurück. Seine frühreife Skepsis setzte sich zur Wehr gegen das Grauen seiner kindlichen Phantasie. „Wenn ein Onkel mich lebendig aufrisst, dann . . .“

„Raus, was machst Du dann?“

„Dann steche ich ihn tot, dann gehe ich ins Zuchthaus zu Johann!“

„Du bist erst sieben Jahre alt! Mit dem Zuchthaus warte nur bis Du ein Mann bist.“ Argenia sagte es mit nedender Zärtlichkeit, denn im Grunde war sie stolz, daß ihr Junge solch ein schlauer Augenichts war.

Zwischen hatte sie sich angezogen, mit dem Hut, der bis zur Kainenspitze reichte, und trat, mit all ihren Schmuckstücken behangen, ihre übliche Wanderung an, nachdem sie Karlchen mit dem unheimlichen Say ermahnt hatte:

„Und daß Du mir diese Nacht schläfst! Wenn Du auch nicht müde bist, bis ich nach Hause komme, hast Du zu schlafen.“

Die Ermahnung war überflüssig, denn er schlief regelmäßig früh ein und wachte erst auf, wenn die Sonne über die hohen Dächer in den Hof schien und das Fenster des Korridors erhellte, wo das Bettchen des Kleinen hinter einem Wandschirm versteckt war.

Und wenn er wirklich einmal noch nicht schlief und vorjüchtige

Schritte hörte, die von der Korridorflur zum Zimmer der Mutter gingen, dann merkte er sofort, daß das die Schritte von einem Onkel waren und zog sich schnell die Decke über die Ohren. Am helllichten Tage, wenn durch die offenen Fenster der Lärm der Straße heraufdrang, hatte Karlchen Courage genug, sich nicht vor dem Onkels zu fürchten, aber in der Nacht, wenn alles dunkel und still war, fühlte er nicht die mindeste Lust, mit diesen geheimnisvollen und schrecklichen Wesen anzubinden, die kleine Jungen aufstreffen und aus den Augen Funken sprühen.

Raum war Argenia ausgegangen, so machte sich Karlchen, der jetzt Herr des Feldes in der winzigen Wohnung war, daran, für sein Abendessen zu sorgen.

Wer die Mutter hörte, wenn sie mit ihren Freundinnen sprach, der mußte denken, daß es dem Kinde an gar nichts fehlte. Es belam so viel Gutes, daß es immer einen verdorbenen Magen hatte! Hierbei liefen Wahrheit und Dichtung ineinander. Oft fand Karlchen ein halbes Duzen, Palette voll Kuchen, ganze Schalen voll feinem Obst. Aber andere Male mußte er sich mit einem angebissenen Brötchen begnügen. Manchmal Abend gab es Ueberfluß an guten Dingen, und ein andermal fehlte sogar das Nötige.

Wenn das Abendbrot reichlich war, dann schlang Karlchen es hinunter, ohne sich auch nur zu setzen, aber wenn es wenig gab, dann spielte er zum Trost „den Herrn, der ins Wirtshaus geht“. Dann setzte er sich bequem vor den Toilettenisch und tat so, als ob die Puderbüchse und die Töpfen mit Goldcrem und Schminken die feinsten Gerichte enthielten und sprach mit dem eigenen Bilde, das ihm der Spiegel zeigte, wie mit einem dienstbefähigten Kellner.

„Zwei Piter, aber gut soll er sein“, sagte er und runzelte die Brauen, um ein recht drohendes Gesicht zu machen. Dann lächelte er, weil er den Kellner vorstellte und fragte: „rotten oder weissen?“ „Weissen und roten“ und dabei schlennderte er eine Dose auf den Boden und schrie: „das sollten Sie doch wissen, Sie Esel!“

Daran hatte er solchen Spaß, daß er sich am Ende die Höschen heraufzog und ganz stolz sagte: „Diesmal habe ich aber ordentlich gegessen“ und dabei stieß er mit der Schulter gegen einen Stuhl, der die Tür des Wirtshauses vorstellte.

Heute abend hatte Karlchen nichts gefunden, nicht einmal eine Brotkrume, und deshalb ging es ganz großartig zu. Er ließ etwas draufgehen und lud alle alten Stühle ein, die im Zimmer herumstanden. „Was trinkst Du? Was ist Dir gefällig? Weißwein oder Rotwein?“ und weil ein dreibeiniger Stuhl absolut nicht gerade stehen wollte, sagte er ihm verständnislos: „Ja sehe schon, Du bist besoffen. Komm her und schlaf Deinen Duzel aus“, und damit legte er ihn aufs Bett.

Zu guterletzt nahm er die ganze Gesellschaft mit in ein Bar und schleppte alle Stühle vor den offenen Schrank, aus dem er mit Herrscheriene die Anisetteflasche holte.

Er trank einen Schluck und sagte: „Jetzt trinke Du . . . so, jetzt ist die Reihe an mir . . . nimm Du noch einen Schluck, ich noch einen . . .“

Und für jeden Stuhl tat das Kind einen Zug aus der Flasche, bis es sich lachend und schwindelig auf sein Bettchen warf und mit Freude gewahrt wurde, daß alles um es tanzte, wo es doch ganz ruhig im Bette lag.

Die Mauern tanzten, der Bettschirm, die Kissen, das Bett tanzte mit, und Karlchen hielt sich am Bettuch fest, um nicht herauszufallen.

Und aus diesem Wirbel sank er in den Schlaf, und alles wirbelte noch um ihn, als er die Mutter heimkehren hörte und neben ihrem Schritt den eines Onkels erkannte: ein wichtiger Schritt, wie wenn ein schwerer Karren über das Pflaster fährt. Der Bettschirm zitterte davon, die Scheiben klirrten, so daß Karlchen sich in der schrecklichsten Angst zu einem Knäuel zusammenrollte. Aber er mußte sich gleich wieder auseinanderrollen, denn ihm war so heiß, als ob sein ganzer Körper in Flammen aufginge. Er kauerte sich auf die Knie und legte die Stirn ans Fenster, um sich abzukühlen. Trotz aller Angst freute er sich über das Flimmern der Sterne: je mehr er die Augen zumachte, je mehr flimmerten und funkelten die Sterne.

Die Laterne, die im Hofe brannte, schien hin und her zu gehen und rauf und runter. Vielleicht war sie ein Niese geworden, vielleicht ein Onkel, auf alle Fälle hatte Karlchen den Eindruck, daß das keine richtige Laterne mehr war, sondern etwas Lebendiges, das auf und ab ging. Ueberhaupt wunderte ihn das gar nicht, wie ihn nichts gewundert hätte, denn in seinem Köpfchen war eine riesige Konfusion, obwohl ihm alles sehr klar schien. Die Gedanken kreuzten sich und verwirrten sich wie die Fäden einer zerzausten Strähne, aber der einzelne Faden war deutlich zu unterscheiden trotz aller Verwirrung.

Auf einmal hörte er die erstliche Stimme seiner Mutter und dann einen gellenden Schrei. Stühle wurden umgestoßen und rollten auf dem Boden, als wenn man mit ihnen spielte. Argenias Stimme klang erstickt, abgerissen, als wollte sie schreien und könnte nicht.

Karlchen war nicht mehr heiß. Ihm war sehr kalt, und die Zähne schlugen aufeinander.

„Ich fürchte mich so“, sagte er zu sich selbst mit weinerlicher Stimme, „ich fürchte mich so.“

Und die Furcht schien boshaft zu werden, als sie ihren Namen hörte, und füllte die dicke Finsternis des Korridors mit schrecklichen

Gestalten, ließ Karlchen den Atem in der Brust gefrieren, bis plötzlich ein ganz toller Mut über ihn kam, so daß der Kleine aus dem Bett sprang und mit geballten Fäusten gegen die Tür des Zimmers schlug. Die Tür ging auf, und Karlchen wurde mit einem Schläge beruhigt und von seinem Grauen befreit als er Licht sah. Er hätte schwören mögen, im Kino zu sein, wo auf einem flimmernden Hintergrunde die Menschen, groß und weiß, mit langen Schritten gehen, über Hindernisse wegschreiten, wie verrückt Hände und Füße bewegen und mit den farblosen Gesichtern stupide um sich sehen.

Neben dem Bett lag Argenia, noch angezogen, aber ohne Schuhe, und ein Mann, sicher ein Onkel, trocknete sich die Hände an der Bettdecke ab. Die Stühle lagen mit den Weinen nach oben im Zimmer herum, das Waschbecken war umgestoßen, und der Boden des Zimmers schien ein See.

Karlchen wäre es nicht müde geworden, stundenlang zuzusehen, wenn der geheimnisvolle Mann nicht beim Umdrehen auf ihn aufmerksam geworden wäre. Und nur war es wieder ganz wie im Kino! Das Licht wurde ausgelöscht, Karlchen belam einen Knuff, daß er in den Korridor taumelte, und der Mann ging mit festem Schritt hinaus, schlug die Tür der Bohrung zu und alles wurde still. So feierlich still, daß Karlchen von der Ruhe eingewiegt wurde und bald fest und traumlos schlief.

„Was ist geschehen? Wer ist heut nacht in Eure Wohnung gekommen? Was hast Du gesehen? Ueberlege es Dir gut, denke ordentlich nach“, sagte am nächsten Morgen ein Schutzmann, der den Kleinen auf die Polizeiwache begleitete.

„Wer war heut nacht bei Euch zu Hause?“

„Ein Onkel“ sagte Karlchen zerstreut und warf den Kopf zurück, um spöttisch auf den Flug der Vögel zu achten, die immer daselbe Spiel zwischen Dächern und Himmel spielten, ohne je etwas Neues zu erfinden.

„Aber was ist das für ein Onkel?“ fragte der Schutzmann. „Du mußt das besser erklären.“

Jetzt riß Karlchen die Geduld. „Es war eben ein Onkel“, antwortete er und ging vom Fußsteig herunter, in der Hoffnung, einen Radfahrer zu Fall zu bringen, der in schmutzter Fahrt daherkam.

„Kennst Du denn diesen Onkel? Weißt Du wie er heißt?“

Als einzige Antwort spuckte Karlchen mit Wucht gegen den glänzenden Rahmen eines Schaufensters, womit er offenbar seine unermessliche Verachtung für alle reinlichen Dinge zum Ausdruck bringen wollte. Als aber der Schutzmann mit seiner dummen Fragerei immer noch nicht aufhörte, blieb der kleine Kerl mitten auf der Straße stehen, steckte die Hände in die Hosentaschen und rief mit dem Ausdruck eines Menschen, dem seine Sache zum Halbe heraushängt:

„Bist Du taub oder blödsinnig? Ein Onkel war's und er hieß Onkel!“

Und doch gelang es der Polizei, an der Hand der Angaben des Kindes, den Mann zu identifizieren, der die Halbweibsdame erwischt und ihre Schmucksachen geraubt hatte.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen.

## Kleines Feuilleton.

### Seilkunde.

Ein gefährliches Heilmittel. Vor ungefähr anderthalb Jahren erregte der Berliner Arzt Friedmann mit der Ankündigung eines neuen, angeblich äußerst wirksamen Heilmittels gegen die Tuberkulose großes Aufsehen. Tausende von Kranken, die der Tod bereits gezichnet hatte, fingen wieder an zu hoffen; aber geholfen konnte ihnen nicht werden, denn Friedmann — gab seine Erfindung nicht frei. Nur er und ein paar seiner engsten Vertrauten wendeten das Mittel an, alle anderen bekamen die Aufgabe zugewiesen, die Lobeshymnen jener anzuhören. Erst die Kritik, die die Kollegen an seiner wenig humanen Methode übten, und die von medizinischen Gesellschaften mehrfach wiederholt Aufforderung, das Mittel wenigstens von den ersten Nachleuten nachprüfen zu lassen, veranlaßten ihn endlich im Herbst 1918, sein Präparat den Ärzten zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich um eine Kultur lebender Tuberkelbazillen der Schildkröte, die für unseren Organismus — den Organismus eines Säugetiers — angeblich harmlos sind, aber ihn immerhin so verändern, daß dann in ihm die dem Menschen eigentümlichen Tuberkelbazillen nicht mehr ihre Lebensbedingungen finden.

In den letzten Wochen hat nun die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ die ersten Mitteilungen über die mit dem Friedmannschen Mittel erzielten Resultate veröffentlicht. Bedeutende Aerzte haben zahlreiche Patienten, sowohl Lungenschwindsichtige, wie Kranke mit Knochen- und Gelenktuberkulose oder Lupus, mit dem neuen Präparat behandelt, aber auch kein einziger hat eine günstigere Wirkung beobachtet als bei irgend welcher anderen Methode. Dagegen berichten die meisten von ganz erheblichen Schädigungen, die nach der Einspritzung eingetreten sind. Vielfach bildet sich an der Stelle, wo die Bacterienkultur eingespritzt worden war, eine starke Zellgewebsentzündung, die in Eiterung überging und nun wochenlang von den spärlichen, überhaupt noch verfügbaren Kräften des Kranken zehrte. Ein Kind ist durch diese

Erterung so geschwächt worden, daß es an allgemeiner Tuberkulose zugrunde ging, während es vorher Verschlimmerungen gut überstanden hatte. Bei anderen Patienten wiederum stellten sich akute Rückfälle ein, einmal sogar mit tödlichen Lungenblutungen. Hatte man die „harmlosen“ Schilddrüsen-Tuberkelbazillen direkt ins Blut gebracht, dann trat fast regelmäßig hohes Fieber, Schüttelfrost, Schwindel und große Mattigkeit auf. Ein 33jähriger Mann, der an Hoden- und Rippentuberkulose litt, erkrankte in der der Einspritzung folgenden Nacht an Schüttelfrost und Fieber bis 41,2 Grad, wurde bewußtlos, verfiel immer mehr und starb in der nächsten Nacht. — Es ist gar nicht zu zweifeln, daß das „Heilmittel“ hier den Tod, in jenen Fällen eine lebensgefährliche Verschlimmerung verursacht hat. Das geht einerseits schon aus dem klinischen Verlauf hervor, andererseits aus der bakteriologischen Untersuchung des Friedmannschen Präparates. Im Seidelberger hygienischen Universitätsinstitut und in der bakteriologischen Abteilung der Berliner Charité wurde festgestellt, daß das Tuberkulosemittel häufig durch andere, zum Teil überaus giftige Bakterien verunreinigt war, die in Meerschweinchen und Kaninchen Krankheiten hervorriefen.

Frau Prof. Rabinowitsch, die die Bakterienaufschwemmung in der Charité geprüft hat, verlangt, daß derartige Mittel nur unter staatlicher Kontrolle hergestellt werden, weil die Gewinnung durch eine unabhängige, private Fabrik die einwandfreie Beschaffenheit des Präparates nicht genügend gewährleistet. Diese Forderung ist durchaus berechtigt; wir erwidern sie noch dahin, daß zum Nutzen der leidenden Menschheit neben diesen Impfstoffen auch die Sera, wie Tuberkulin und Diphtherieserum, und alle Arzneien, vom Salvarsan angefangen bis zur einfachen Droge, überhaupt auf Kosten des Staates fabriziert und enentgiftet abgegeben werden sollen — vorausgesetzt natürlich, daß die von wirklich objektiver Seite ausgeführten Untersuchungen ihren Wert ergeben hat. Ebenso sind wir mit der Gelehrten einverstanden, wenn sie den Staat ersucht, den Impfungen der Säuglinge mit dem Friedmannschen Mittel, die hier und dort aus prophylaktischen Gründen vorgenommen werden, möglichst schnell Einhalt zu gebieten. Der Staat hat ja wohl ein Interesse daran, daß einer weiteren Verringerung der Kinderzahl vorgebeugt wird. Unbedingt notwendig ist es aber jedenfalls, die neuen „Heilversuche“ in den öffentlichen Krankenhäusern schleunigst einzustellen. Denn nach den vorliegenden Berichten, die erst jüngst durch Prof. Kowalew in der Berliner Medizinischen Gesellschaft in gleichem Sinne ergänzt worden sind, ist die Behandlung mit Friedmanns Mittel nichts anderes als ein Lebenbedrohendes Experiment, dessen wissenschaftliche Unterlagen völlig unzureichend sind. Hier bietet sich einmal dem Ministerialdirektor Pirchner und dem Kaiserlichen Gesundheitsamt Gelegenheit, zu nützlicher Betätigung. Sie sollten durch die weitgehendste Verbreitung der ungünstigen Resultate dafür sorgen, daß das gefährliche Präparat nicht noch größeren Schaden stiftet.

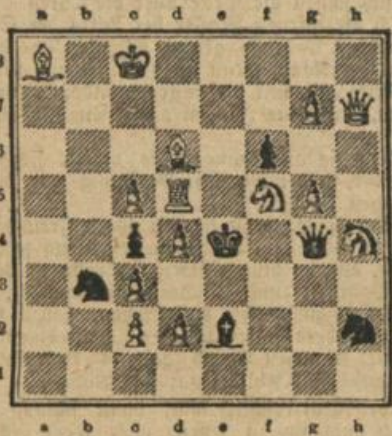
**Astronomisches.**

Dunkle Himmelskörper. Mit Ausnahme der Planeten sind alle übrigen am Himmel sichtbaren Sterne selbstleuchtende Körper, denen wir die Eigenschaften unserer Sonne zuschreiben müssen, und da auch der nächste dieser Fixsterne so weit von uns entfernt ist, daß das Licht viele Jahre braucht, um von dort in unser Auge zu gelangen, ist es nur ein Wahrscheinlichkeitschluß ohne zwingende Beweise, daß auch diese fernen Sonnen ebenso von dunklen Trabanten umkreist werden, wie unsere Sonne.

In diese Auffassung scheinen aber nun astronomische Erfahrungen der jüngsten Zeit Breche zu schießen. Wenigstens versichert der bekannte Sternforscher E. Barnard im „Astrophysic. Journal“, daß er riesige dunkle Himmelskörper in so großer Zahl entdeckt habe, daß sie an gewissen Stellen des Himmelsgewölbes geradezu die Aussicht in weitere Fernen verfinstern. Die Tatsache solcher dunkler sternloser Räume am Himmel ist übrigens schon seit längerem bekannt. Neu ist nur die von Barnard vorgelegene geistvolle Erklärung.

Ein solches „Loch am Himmel“ befindet sich in dem Sternenteppich der Milchstraße und ist sogar in der Gegend des Sternbildes des Pfeilschützen (Sagittarius) dem freien Auge wahrnehmbar. Gerade in dieser Gegend drängen sich die Sterne unzahlbar, und inmitten der glänzendsten Stelle befindet sich der dunkle Fleck. Dies wurde jetzt mit dem großen Refraktor der Yerkes Sternwarte beobachtet und fotografiert und zeigte immerhin drei bis vier sehr kleine Sterne. Der Eindruck der Ränder war der, daß dort bestimmte, scharf umrissene Massen vorhanden sind, welche die übrigen Fixsterne der Milchstraße an dieser Stelle verdecken und vor denen sich einige kleinere leuchtende Sterne befinden. Ähnliche dunkle Gebilde ließen sich auch in dem großen, im Sternbild des Orions befindlichen Nebel feststellen, obwohl sie hier einen weniger festen Eindruck machen. Ganz rätselhaft muß uns noch derzeit die Natur solcher ungeheurer ausgedehnter Gebilde im Weltall scheinen. Sind es Anhäufungen von Licht verschluckenden und undurchsichtigen Gasen, wie sie schon die Weltentstehungstheorie von A. R. H. voraussetzt, oder sind es — was weniger wahrscheinlich klingen wird — Anhäufungen von soliden Körpern?

**Schach.**



Unter Turnier  
Wotto: „Warantab“.

24. I. Dh7—b5.

Stand in Petersburg nach der vorletzten Runde der Siegergruppe Lasker 12½, Capablanca 12, Alechin 10, Tarrasch 8½, Marshall 8. Trotz der Differenz von 1½ Zählern, mit der Lasker hinter seinem Rivalen Capablanca in die engere Konkurrenz (der „Siegergruppe“ untereinander) von vornherein eingetreten war, ist es ihm schon nach sechs Partien gelungen, die quasi Vorgabe einzuholen. (Nach Tarraschs Sieg über Capablanca in der achten Runde sogar zu überholen.) Hierin half ihm teilweise der jugendliche russische Meister Alechin, der schon früher dem siegesgewohnten Kubaner eine Remise abringen konnte. Den wichtigsten Sieg hat aber Lasker selbst ausführen müssen, indem er die dritte Entscheidungsdungas-Partie (die ersten zwei waren Remisen) dem Rivalen in sehr hübscher Weise abgewann und somit das erste kleine Treffen von drei bisher zwischen den beiden gespielten Partien mit zwei zu eins für sich entschied. Trotz der gewählten Damenabtauschvariante ist die erwähnte Entscheidungspartie auch an und für sich lehrreich als Illustration eines minutiös feinen, sogenannten „Positionsstils“, der in einer schönen Opferkombination einen würdigen Abschluß findet. Diefelbe deshalb nachstehend:

**Spanisch.**  
**Dr. Em. Lasker. 1. Capablanca.**  
1. e4, e5; 2. Sf3, Sc3; 3. Lb5, a6;  
4. Lb5x06 . . . . .  
4. . . . . d7xc6  
5. d2—d4 . . . . . e5xd4

Am einfachsten ist der Tempoverlust des Gegners mit Angriff wie folgt auszunutzen: 5. . . . . Lg4!; 6. de (c3, Lx8; gxf3, Df6!) 6. . . . . Dxd4; 7. Kxd, 0—0—0!; 8. S. 8. Kol, To8; 9. Lf4, f6; 10. Sbd2, Lx8; 11. SxL, fe; 12. Lx05 (Sx05, Ld6) 12. . . . . Sf6; 13. Lx8, Tx04; 14. Kd2, gx06; 15. Tael, Lh6; 16. Kd3, TxxT; 17. Tx01, Kd7 etc. Gleiches Spiel.

6. Dd1xd4 . . . . . Dd8xd4  
Auch hier ist 6. . . . . Lg4! vorzuziehen.  
7. Sf3xd4 . . . . . Lf8—d6  
Ueblicher ist Ld7! nebst 0—0—0.  
8. Sb1—c3 . . . . . Sg8—e7  
9. 0—0 . . . . . 0—0  
10. f2—f4 . . . . . Tf8—e8?

Schwache. Genügende Remis-aussichten bot: 10. . . . . Lc5! 11. Le3 (Se2, Lg4) 11. . . . . f5; 12. e5, Sd5 etc.  
11. Sd4—b3! . . . . . f7—f6  
Auch hier war 11. . . . . f5!; 12. e5, Lb4; 13. Se2, Sd5 (Sf3!) vorzuziehen; 8. S. 14. c4, Sb6; 15. e5, Sa4; 16. Le3, L06 etc.  
12. f4—f5! . . . . .  
Hiermit wird Schwarz sehr eingeengt.  
12. . . . . b7—b6  
Vorzuggeben Ld7.  
13. Lc1—f4 . . . . . Lc8—b7  
Etwas besser: 13. . . . . LxL; 14. TxL, Ld7; 15. Tad8 nebst event. Se7—c8—d6.  
14. Lf4xd6 . . . . . c7xd6  
15. Sb3—d4 . . . . . Ta8—d8?

Verhältnismäßig besser: 15. . . . . Teb8 (L08?) 16. Se6, Lc8 etc.  
16. Sd4—e6 . . . . . Td8—d7  
17. Ta1—d1 . . . . . Se7—c8

18. Tf1—f2 . . . . . b6—b5  
19. Tf2—d2 . . . . . Td7—e7?  
Der letzte, noch mögliche Verweilungsversuch bestand in 19. . . . . b4; 20. Se2, Tde7 nebst event. e6—e5. Nur schlecht Weiß den Fernerungsring, aus dem Schwarz nicht mehr herauskommen kann:

20. b2—b4! . . . . . Kg8—f7  
21. a2—a3 . . . . . Lb7—a8  
22. Kg1—f2 . . . . . Te7—a7  
23. g2—g4 . . . . . h6—h5  
24. Td2—d3 . . . . . a6—a5  
25. h2—h4 . . . . . a5xb4?  
26. a3xb4 . . . . . Ta7—e7  
Auch 26. . . . . Ta3; 27. Se2, TxT; 28. cxd3, Sb6; 29. Te1 ist ungenügend.  
27. Kf2—f3 . . . . . Te8—g8  
28. Kf3—f4 . . . . . g7—g6  
29. Td3—g3 . . . . . g6—g5!

Sonst event. g4—g5.  
30. Kf4—f3! . . . . . Sc8—b6  
30. . . . . gh? 31. Th3 nebst Txh4 etc.  
31. h4xg5 . . . . . h6xg5  
32. Tg3—h3! . . . . .  
Nach 32. Txd6?, Se4 nebst event. Th8 würde Schwarz eine wesentliche Erleichterung erlangen.  
32. . . . . Te7—d7  
32. . . . . Se4; 33. Ta1\*, Se5+; 34. Kg3, Lb7; 35. Ta7, K08; 36. Th6, Tf7; 37. Se2 nebst event. Se2—d4—b3—a5 etc.  
33. Kf3—g3 . . . . . La8—b7  
34. e4—e5! . . . . .  
Eine glanzvolle Schlusskombination!  
34. . . . . d6xe5  
35. Sc3—e4!! . . . . . Sb6—d5  
Auf 35. . . . . TxT folgt 3#. 36. Se6—c5! . . . . . Lb7—c8  
Es gibt nichts Besseres, weil sonst auch noch Sd6+ droht.  
37. Sc5xd7 . . . . . Lc8xd7  
38. Th3—h7+ . . . . . Kf7—e8  
39. Td1—a1\* . . . . . Ke8—d8  
40. Ta1—a4+ . . . . . Ld7—c8  
41. Se4—c5 . . . . . Aufgegeben.  
Denn es droht Td7# s. B. 41. . . . . Se7 42. Tf7 etc.